

Nr. 258. **Bromberg, den 25. November** **1928.**

Totensonntag.

Ueber die Gräberreih'n
Fegt der eisige Wind —
Morgen schon wirst du sein,
Was jene heute sind —

Strebten auch einst wie du,
Kämpften mit siegfrohem Blick —
Erde deckt schweigend zu
Sehnsucht und Leid und Glück ...

Ueber dem eiligen
Kurzen Traum dieser Zeit
Leuchten die heiligen
Zinnen der Ewigkeit.

Elly Wagner.

Vergänglichkeit?

Von Fritz Mielert.

Was zum Leben erwacht, schreitet dem Tode entgegen. Tempel und Paläste stürzen, und wo einst grüne Auen sich dehnten, Quellen sprangen, schattende Arkaden fröhlich Volk aufnahmen und goldprangende Früchte in einem Heer von Baumkronen leuchteten, da raschelt heute der dürre Strauch im Wüstensand und schlüpft lautlos über trockenhartes Gestein die Eidechse. Gelehrsamkeit saß auf kühlen Matten und leuchtete Jahrtausende altes Wissen in junger Herzen Verstand. Priestertum entfaltete Pomp zu Ehren der erkorenen Gottheiten, Herrscher residierten in weitläufigen, höfe- und gärtenreichen Lustgebäuden. Künstler waren beschäftigt, auserlesene Werke der Seelenruhe und des Sinnenadels zu schaffen und wunderbare Tempel zu erdenken. Feinlinige Möbel, köstlichen Schmuck, unvergängliche Malereien füllen noch jetzt wohlversteckte Totenkammern. Die einstige Pracht aber ist hier ganz, dort halb in Trümmer zerfallen, Säle und Höfe, Straßen und Tempel sind verlassen, und von den Palästen kündet kaum da und dort noch eine Spur. Volk und Fürsten, Priester und Künstler sind zu Staub geworden, in alle Winde verweht oder ruhen in tiefverborgenen Grabgelassen als abschreckend zusammengeschrumpfte, schwarze, harte Mumien. Wie wenn Riesen mit Berserkerwut durchs Land gezogen wären, so liegt Ägyptens pharaonische Pracht am Boden, die feierlichen Sphinxalleen verstümmelt, die gigantischen Säulen, die haushohen Götterfiguren niedergesunken, die Mauern und marmornen Wege in ihren Grundfesten geborsten und von Gräsern und Gestrüpp durchwuchert, ein Hort für schillernde Schlangen, ein Genist für Eulen. So bietet sich das Labyrinth, so Tanis, die Lieblingsstadt Ramses II., so Krokodilopolis und Elefantine. In tiefen, verdorrten Brunnenschächten findet man noch die Wurzeln alter Feigenbäume und Weinstöcke verklammert, heute von viele Meter hohem Wüstenstaub bedeckt, über den der zerlumpte beduinische Hirt mit seiner struppigen Kamelherde zieht. Auch in die blendend schimmernde Pracht der hellenischen und syrischen göttergeweihten Plätze hat die blinde Zeit mechanisch gegriffen. Was sie übrig ließ, ist — das Entzücken der Maler und Dichter; denn Schönheit des Lichts und der Landschaft schmückt tröstend und schmeichelnd die Jahrtausende alten Kolosse. Die ungeheuer prunkenden Grabbauten Lykiens, Syriens und Arabiens, für Ewigkeiten aus dem lebenden Fels gemeißelt und mit drohenden Inschriften versehen, wie der etwa: „Dies Grab ist ewig unverletzlich und darf nie geöffnet werden. Der Götter Zorn wird den Schänder verbrennen.“ Sie sind ungeachtet dieser Warnung erbrochen. Jäh gähnen die offenen Tore der gestörten Grabesruhe, und gespenstisch tönt das Echo der rufenden Stimme aus den leeren Totenkammern hervor ... Weiter trage uns der Zeitenflug. Da taucht verführend schimmernd Venezia, des Meeres Königin, aus blauer Flut, voran sein weiß-bunt-goldenes Platzjuwel, die einzigartige Piazetta mit dem Dogenpalast, dem Markusdom, den Prokuratien und der Säule mit dem geflügelten Löwen darauf, ein Gedicht, aus Marmorstein und Mosaik geformt und auf Meeres- und Himmelsbläue geschrieben. Doch, wohin ist das Leben, das zu diesem Gedicht gehört? Noch goldglänzend und doch schon verwitternd, sind die Gebäude zerfurchte, steinerne Puppengehäuse ohne Leben geworden. Domgepränge, Patrizierreichtum, Fürstenprunk, alles versunken, verklungen. Das Prachtschiff der Dogen modert in dunklem Raum, der Fußboden in S. Marco ist altersgewölbt wie Meereswellen, der Dogenpalast eine kahle, windige Höhle ... Da steigt Roma empor. Aber kläglich zusammengesunken ist der Cäsaren steinern Vermächtnis, gepfercht zwischen neues Häusergequetsch der alten ewigen Roma blütenschöne, blütenschwere Steinpracht. In den überprächtigen Luxusthermen des Caracalla, wo einst die verwöhnten Römer sich mit parfümiertem Regen überstäuben ließen und in laulichen Rosenwassern sich erfrischten, quaken heute eklige Froschköpfe aus würmerdurchwühlten Schlammpfützen. — Verlassen auch thronen mit leichenbleichem Schein die edlen Tempel der Griechen auf kahlen Länderhorsten, hier Athen und Korinth, dort Paestum, Segesta, Selinunt und Girgenti. Karthago ist ein jammervoll anzusehendes Schuttfeld, in dem nirgends eine Säule mehr aufrecht steht.

Auch das Märchenreich der Abassiden und Mauren ist verklungen, versunken. Nur einzelne Kalifenschlösser geben schwache Kunde von entschwundenen Tagen. Sollte dies alles nicht wehmütig und mutlos stimmen? Steht nicht der Tod hinter jedem Werk und grinst sein höhnisch Wort: „Vergeblich euer Mühen, euer Freuen und Lieben! Was bleibt, ist Schutt und Moder!“ O nein, tausendmal wieder nein und nein! Fort mit solchen trübseligen Gedanken auch am Totenfest! Es lebe das Leben, und es lebe die Tat. Wo wäre die Freude ohne den Schweiß, der vorher rinnt? So lange das Sonnenlicht leuchtet und wärmt, so lange wirke und strebe, o Mensch, im ermunternden Schein der großen Weltenleuchte! Nicht umsonst ist das, was einst die schufen, deren Stätten heute in Trümmern liegen. Wie wundersam leuchten die Kunst und die Weisheit der alten Griechen, Römer und Ägypter in unsere Tage hinein, wie entzücken nicht heute noch die Märchenbauten von Venedig und Granada, Kairo und Konstantinopel uns Nachgeborene! Welch köstlicher Schmuck sind für Trier die römischen Ruinen, für das Abendland die gotischen Dome, für das Morgenland

die Jahrhunderte alten Moscheen! Ihre kühnen Erbauer sind zu Staub geworden; ihre Werke aber entzücken auch dann noch, wenn sie sich zu Ruinen gewandelt haben. Denn länger noch als Steine lebt der Geist. Wie könnte man der unbekannten Schöpfer der Pyramiden und ägyptischen Tempel vergessen, wie eines Phidias und Perikles, eines Michelangelo und Dante, eines Cervantes, Erwin von Steinbach, Dürer, Rembrandt, Kant, Goethe, Beethoven! Wieviel ärmer wäre unser Leben ohne diese und die anderen großen Geistesträger! Wieviel ärmer aber auch ohne das Schaffen und Denken all der ungezählten Millionen von Menschen, die vor uns lebten und die nun das unübersehbare Meere der Toten bilden, von denen Conrad Ferdinand Meyer singt: „Wir Toten, wir Toten sind größere Heere als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere, und was wir vollendet und was wir begonnen, das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen." Darum freue dich, Mensch, so lange du lebst, und achte nichts höher als Ringen um edle Tat und beherrschend Gelingen.

Totensonntagsfahrt.

Skizze von Wilhelmine Baltinester.

Das Automobil, von Fred gelenkt, saust auf der Landstraße, die sich grau in den grauen Novembertag hinein dehnt. Neben Fred sitzt Beate. Im Innern des Wagens haben sie weiße Blumen aufgestapelt. Wie ein kleiner schwankender Märchenberg bauscht es sich blühend weiß hinter ihnen. Aus den Hütten am Wege folgen bewundernde Blicke diesem sausenden Blumenberge. Mit ächzendem Rauschen durchfährt ihn der scharfe Novemberwind. Ein paar Blätter lösen sich und flattern fort wie die Träume lächelnd schlafender Kinder.

Fred, der geübte Rennfahrer, stellt sich, als brauche der Wagen seine ganze Aufmerksamkeit. Beates Gesicht ist so weiß wie der Blumenberg hinter ihr, nicht einmal der schneidende Wind vermag es zu röten.

Sie fahren zu einem Dorffriedhofe, wo Beates junge Schwester vor mehr als einem Jahre begraben wurde. Ein kleiner, sanfter, freundlicher Garten, nicht jenes bedrückende Gedränge städtischer Totengroßbetriebe.

Kleine Helene. In den würzigen Wäldern des Dorfes sollte sie Erholung finden und ist nun für immer dort geblieben. Sie war so ergeben gestorben, wie sie ergeben lebte. Noch nicht achtzehn Jahre alt, lungenleidend, weder die Schwere des Lebens noch die des Todes kennend, vielleicht weil sie in ihrer einfachen Reinheit über beiden stand. Ein einziges Mal wurde sie geküßt. Es war ein junger Student, Gust hieß er. Gerade auf dem Friedhofe, wo die beiden ernsten Kinder alte Inschriften entzifferten, küßte er sie, vielleicht vor einem Grabe, auf dessen Stein das Schmerzliche zu lesen war, daß hier eine Braut begraben lag. Mit fliegendem Atem stürzte Helene zu der älteren Schwester; sie konnte nicht sprechen; aber Beate sah diesen verzückten, aufgewühlten Blicken an, daß dieses zarte Kind ein Glück trug. Kleine Helene. Ein paar Tage später starb sie und bat mit ihrer so rauh gewordenen, schwachen Stimme, noch als Sterbende leise errötend, immer wieder: „Ich will auf diesem Friedhofe begraben werden! Nimm mich nicht fort von hier!" Traumkind, Engelseele. Nun liegt sie dort. Und Gust, der junge Student, liebt sie heute noch und kann sie trotz seiner Jugend nicht vergessen. Wie oft kommt er zu Beate und sitzt mit ihr über den Bildern der Toten. Jedemal küßt er dann dankbar und traurig die Hände, die denen der Toten gleichen. Und nun sollen diese unschuldigen Besuche Beate ihr eigenes Glück kosten? Fred ist eifersüchtig. Er meint, diese Besuche eines jungen Mannes bei einer jungen Dame seien ein Zeichen versteckter Liebe, die er, Beates Bräutigam, nicht dulden wolle. „Dieser Gust liebt in der Lebenden die Tote!" sagt er und verbietet diese Besuche, verbietet seiner Braut, jenem Vereinsamten Trost zu schenken. Fred ist ein Mann der Tat, einer, der von Energie dampft und sich immer mehr hinein hetzt, sobald er die leiseste Erschlaffung zu fühlen glaubt. Weichliches will er nicht gelten lassen. Am vergangenen Abend haben Beate und er Streit gehabt. Beate hat sich gewehrt, Gust, mit dem sie nur die gemeinsame Trauer um die junge Tote verbindet, ihr Haus und ihren Zuspruch zu versagen. Und Fred hat die Sache mit der Faust angepackt und ausgerufen: „Dann lasse ihn weiter kommen, aber ich komme nicht mehr!" So sehr Beate ihn liebt, kann diese Eifersucht sie nicht beglücken. Er läßt keine Erklärung an sich heran, jede schneidet er ab. Er will nur eines: Fort mit diesem Gust. Und so wird diese Fahrt am Totenfest noch schwerer durch die doppelte Trauer. Beate hängt ihren Gedanken nach. Gerade in ihrem starken Schmerz um die Tote möchte sie jetzt so gern an dem geliebten Manne Trost und Stütze finden. Doch sein scharfgeschnittenes braunes Gesicht schaut streng geradeaus, und sie schmiegt sich fröstelnd noch enger an das Leder ihres Sitzes. Wie traurig ist dies Schweigen auf dieser grauen Fahrt. Der Wind singt zäh und heftig und fährt mit langen, wühlenden Händen in den weißen Blumenberg.

„Fred!" flüstert Beate aus ihrer bedrängten Einsamkeit. Er tut, als habe der Wind das Wort fortgetragen, und antwortet nicht. Schon steigt der Hügel auf mit dem Garten der Toten.

„Fred . . ."

Sein Kinn trotzt dem Winde. Er hört nicht. Der Wagen hält. Stumm füllen sie ihre Arme mit den Blumen und gehen zu dem Grabe, auf dem schon ein Strauß roter Rosen liegt.

Beate möchte weinen, um ihre liebe Tote und um sich selbst — oh, wenn wir an den Gräbern unserer Toten stehen, dann gilt ein Teil unseres Schmerzes immer noch unserem eigenen Sein; denn wir sind ja nur Menschen von Fleisch und Blut und voll drängender Sehnsucht —, doch sie steht wie aus Stein und schluckt die Tränen hinunter. Er soll sie nicht weinen sehen, zweimal hat sie ihn gebeten, zum dritten Male bittet sie nicht. Er soll nicht glauben, dieses Weinen fordere sein Mitleid, seinen Trost heraus. Da schiebt er seinen Arm unter den ihren, immer noch, ohne sie anzusehen und noch immer diese Strenge im hoch erhobenen Gesicht. Auf Helenens Grabstein stehen die Worte: „Ich liebe dich." Gust, dessen rote Rosen Beate jetzt in die Mitte ihrer weißen Blumen gebettet hat, wollte diese Worte auf Helenens Grab haben; denn bei jenem einzigen innigen Zusammensein hatte Helene ihm zugeflüstert: „Ich möchte auf meinem Grabstein nur diese Worte haben." Da steht es nun: „Ich liebe dich." Schlaf', kleine Helene. Du hast nur das Schöne der Liebe erlebt, ihre Bitterkeit wurde dir erspart.

Sie verlassen das Grab. Fred hält seine Hand noch immer fest auf Beates Arm. Am Friedhoftor wendet Beate sich noch einmal um, als folgten ihr treue Augen. Wie ein rotes Herz blüht der Rosenstrauß zwischen dem bräutlichen Weiß der anderen Blumen.

Der Wagen rollt davon. Sie schweigen. Fred sieht von der Seite Beates bleiches Gesicht, das eine schwere Trauer niederdrückt. „Beate!" Aber jetzt bäumt sich ihr weher Stolz auf. Jetzt soll er bitten. Zuvor hat sie gebeten, und er war taub.

Noch einmal: „Beate!"

Sie hebt die Augen nicht. Auch ihr darf der harte Wind ein Wort forttragen.

Dörfer kommen, drehen sich, schieben sich fächerartig ineinander, verschwinden. Vor ihnen dehnt sich die graue Straße. Sie schweigen. Der Abend fällt wie Blei. Der Wind wird noch kälter. Schon blitzen hinter kleinen Dorffenstern gelbe Lichter.

Ein Menschenhaufe staut sich. Der Wagen kann nicht weiter. Fred bremst. Die Leute umdrängen ein ärmliches Haus, starren und schwatzen.

Fred fragt, was es gebe. Ein altes Weiblein — das Licht der kleinen Seitenlampe des Autos fällt auf ihren zahnlosen Mund — antwortet: „Da drinnen ist eine Braut gestorben. Just am Totensonntage! Heute vor einem Jahr haben sie ihr den Bräutigam tot aus dem Bergwerk gebracht. Seither betet sie täglich um ihren Tod. Und heute, wie sie von seinem Grab kommt, setzt sie sich vor sein Bild hin und sagt zu ihrer Mutter: „Wenn ich jetzt sterben könnte!" Und wie sie es sagt, geht ihr Atem röchelnd, und sie fällt tot um. Ja, die Liebe . . ." Ja, die Liebe.

Langsam teilt sich der Menschenhaufe. Das Auto kann weiter fahren.

Schnell kommt die Nacht, legt sich eng und weich um die Straße, über die das Auto rollt. Vor ihnen fließt die flimmernde Lichtflut der großen Lampen wie eine fliehende Insel, die sie nicht einholen können.

Ja, die Liebe . . .

Mitten auf der nächtlichen Straße bleibt das Auto stehen. In inbrünstigem Ernste küssen sich zwei Menschen.

Es ist die Zeit, zu feiern,
es kommt die große Ruh.
Dort lenkt ein Zug von Reihern
dem ew'gen Lenze zu.
Sie wissen Pfad und Stege,
sie kennen ihre Wege.
Was, meine Seele, fürchtest du?

Conr. Ferd. Meyer.

Totentänze.

Kulturgeschichtliche Plauderei von Hans Winter.

Gegenwärtig kann der Tanz im allgemeinen als eine rhythmische körperliche Bewegung betrachtet werden, mit welcher einem freudigen Gefühl Ausdruck verliehen wird. Unsere Vorfahren müssen aber anderer Ansicht gewesen sein, denn viele Völker des Altertums benützten den Tanz auch zur Ehrung der Toten. Wenn bei den Ägyptern der heilige Stier Apis starb, so tanzten die prächtig gekleideten Priester in den Tempeln und auf den Straßen, um die Trauer des ganzen Volkes zu bezeugen. Bei den Begräbnissen der Könige und anderer vornehmer Personen tanzten Jünglinge und Jungfrauen in Athen mit Kränzen aus Zypressenzweigen in den Haaren neben dem Sarg. Ein Vortänzer, der die Kleider des Verstorbenen an hatte, und vor dem Gesicht eine Larve trug, welche dessen Gesichtszüge nachahmte, bemühte sich, durch Sprünge und Gebärden die wichtigsten Taten aus dem Leben des Toten pantomimisch darzustellen. Auch die Römer, welche dem Tanze im allgemeinen nicht so hold waren wie die leichtblütigeren Hellenen, übernahmen diese Sitte. Ihr Geschichtsschreiber Suëtonius berichtet in der Beschreibung des Leichenbegängnisses des Kaisers Vespasian, daß der Vortänzer besonders darauf abzielte, aus seinen Mienen und Bewegungen den Geiz erkennen zu lassen, der bekanntlich zu den Charaktereigenschaften Vespasians zählte.

Auch unsere eigenen Vorfahren, die heidnischen Germanen, pflegten zur Nachtzeit auf den Gräbern Lieder zu singen und zu tanzen, um damit die bösen Geister zu verscheuchen. Es kostete den Bischöfen viele Mühe, den Brauch auszurotten. Papst Leo IV., der wie seine Nachfolger im neunten Jahrhundert verordnete, daß diese von den Heiden erfundenen „Teufelstänze" unterbleiben mögen, erzielte nur wenig Erfolg. Wir entnehmen zum Beispiel der Appenzeller Chronik, daß die Schweizer bei der Leichenfeier für den 1271 verstorbenen Abt von St. Gallen noch fleißig tanzten. Nach dem Bericht eines im dreizehnten Jahrhundert lebenden Schriftstellers sollen in einem zum Bistum Halberstadt gehörigen Dorf einmal in der Christnacht fünfzehn Bauern und drei Weiber neben der Kirche ein so lärmendes Tanzgelage abgehalten haben, daß alle Andächtigen gestört wurden. Der Sage nach soll der anwesende Priester die auf dem Friedhof Tanzenden verflucht haben, wodurch dieselben nicht mehr zu tanzen aufhören konnten, und immerfort auf einem Fleck herumhüpfen mußten. Erst der Bischof Herbert von Köln erbarmte sich der Unglücklichen, und befreite sie im Namen Gottes von den Folgen des Bannes.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert üblich gewesenen sogenannten Totentänze. Sie scheinen aus den mittelalterlichen geistlichen Mysterienspielen hervorgegangen, und dürften in Frankreich zuerst aufgekommen sein. Es wird erzählt, daß im Jahre 1424 in einer Turmruine nahe bei Paris ein gewisser Maccaber wohnte, der infolge seines Äußeren und seiner asketischen Lebensweise eine ungeheure Anziehungskraft auf das Volk besaß. Er verfiel auf die Idee, auf dem benachbarten Kirchhof Pantomimen aufführen zu lassen, bei denen der Tod der Reihe nach alle mitspielenden Personen zum Tanz aufforderte. Dieses schon durch seinen Schauplatz grauenerweckende Spiel sollte oft mit bitterem Humor die Gleichheit aller Menschen, ohne Rücksicht auf Alter und Stand, vor der Majestät des Todes versinnbildlichen. Diese Darbietungen Maccabers verursachten einen ungeheuren Zulauf. Die Kirchen blieben einige Jahre hindurch leer, weil alles zu Maccaber lief. Der Her[illegible] von Bedford und viele andere vornehme Engländer kamen eigens über den Kanal, um daran teilzunehmen. Auch die bildenden Künste nahmen sich in der Folge des Totentanzes, den die Franzosen „Danse maccabre" nannten, an. Maler, Kupferstecher und Bildhauer schufen eine große Anzahl den Totentanz darstellende Werke, von denen einige zu Berühmtheit gelangt sind. Die bekannten Schweizer Holzschnitte von Basel und Bern sind noch im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden und haben eine förmliche Literatur gezeitigt, welche uns wertvolle Einblicke in die Kulturzustände der damaligen Zeit gestattet.

Auf einem Dresdener Friedhof ist noch gegenwärtig die steinerne Abbildung eines Totentanzes zu sehen, die der von Schicksalsschlägen gebeugte Herzog Georg einst über dem Eingang seines Schlosses hatte anbringen lassen. Das noch guterhaltene Basrelief zeigt dem Beschauer sechsundzwanzig Personen, unter denen sich Könige, Edelleute, Priester, Bauern, Handwerker und so weiter in allen Lebensaltern befinden. An der Spitze und am Ende des Zuges marschiert ein Sensenmann. Daß sich auch die Musik des Totentanz-Gedankens bemächtigte, ist verständlich. Die erschütternde Symphonie des Franzosen Saint Saëns hat gewiß schon manchen Zuhörer tief ergriffen.

Die Lichtflamme.

Von Selma Lagerlöf.

(Schluß.)

In der Kirche ging es sehr feierlich zu. Vor dem Altare standen viele Priester. Zahlreiche Domherren saßen im Chore, und der Bischof zu oberst unter ihnen.

Nach einer Weile merkte Francesca, daß unter den Geistlichen eine Bewegung entstand. Beinahe alle, die nicht bei der Messe anwesend sein mußten, erhoben sich und gingen in die Sakristei. Schließlich ging auch der Bischof.

Als die Messe zu Ende war, betrat ein Geistlicher den Chor und begann zum Volke zu sprechen. Er erzählte, daß Raniero di Ranieri mit heiligem Feuer aus Jerusalem nach Florenz gekommen war. Er erzählte, was der Ritter auf dem Wege geduldet und erlitten hatte. Und er pries ihn über alle Maßen.

Die Menschen saßen staunend da und hörten dies. Francesca hatte nie eine so selige Stunde erlebt. „Oh, Gott", seufzte sie, dies ist mehr Glück, als ich tragen kann." Ihre Tränen strömten, während sie lauschte.

Der Priester sprach lange und beredt. Zum Schlusse sagte er mit mächtiger Stimme: „Nun kann es gewißlich eine geringe Sache scheinen, daß eine Lichtflamme hierher nach Florenz gebracht wurde. Aber ich sage euch: Betet zu Gott, daß er Florenz viele Träger des ewigen Feuers schenke, dann wird es eine große Macht werden und gebenedeit unter den Städten!"

Als der Priester zu Ende gesprochen hatte, wurden die Haupttore der Domkirche weit geöffnet, und eine Prozession, so gut sie sich in aller Eile hatte ordnen können, zog herein. Da gingen Domherren und Mönche und Geistliche, und sie zogen durch den Mittelgang zum Altare. Zu allerletzt ging der Bischof und an seiner Seite Raniero in demselben Mantel, den er auf dem ganzen Wege getragen hatte.

Aber als Raniero über die Schwelle der Kirche tat, stand ein alter Mann auf und ging auf ihn zu. Es war Oddo, der Vater eines Gesellen, den Raniero in seiner Werkstatt gehabt hatte, und der sich um seinetwillen erhängt hatte.

Als dieser Mann zum Bischof und zu Raniero gekommen war, neigte er sich vor ihnen. Hierauf sagte er mit so lauter Stimme, daß alle in der Kirche ihn hörten: „Es ist eine große Sache für Florenz, daß Raniero mit heiligem Feuer von Jerusalem gekommen ist. Solches ist nie zuvor vernommen worden. Vielleicht, daß darum auch manche sagen werden, es sei unmöglich. Darum bitte ich, daß man das ganze Volk wissen lasse, welche Beweise und Zeugen Raniero dafür gebracht hat, daß dies wirklich Feuer ist, das in Jerusalem entzündet wurde."

Als Raniero diese Worte vernahm, sagte er: „Nun helfe mir Gott. Wie könnte ich Zeugen haben? Ich habe den Weg allein gemacht. Wüsten und Wildnisse mögen kommen und für mich zeugen."

„Raniero ist ein ehrlicher Ritter," sagte der Bischof, „und wir glauben ihm aufs Wort."

„Raneiro hätte wohl selbst wissen können, daß hierüber Zweifel entstehen würden," sagte Oddo. „Er wird wohl nicht ganz allein geritten sein. Seine Knappen können wohl für ihn zeugen."

Da trat Francesca degli Uberti aus der Volksmenge und eilte auf Raniero zu. „Was braucht es Zeugen?" rief sie. „Alle Frauen von Florenz wollen einen Eid darauf ablegen, daß Raniero die Wahrheit spricht."

Da lächelte Raniero, und sein Gesicht erhellte sich für einen Augenblick. Aber dann wendete er seine Blicke und seine Gedanken wieder der Lichtflamme zu.

In der Kirche entstand ein großer Aufruhr. Einige sagten, daß Raniero die Lichter auf dem Altar nicht entzünden dürfe, ehe seine Sache bewiesen war. Zu diesen gesellten sich viele seiner alten Feinde.

Da erhob sich Jacopo degli Uberti und sprach für Ranieros Sache. „Ich denke, daß alle hier wissen, daß zwischen mir und meinem Eidam nicht allzugroße Freundschaft geherrscht hat," sagte er, „aber jetzt wollen sowohl ich wie meine Söhne uns für ihn verbürgen. Wir glauben, daß er die Tat vollbracht hat, und wir wissen, daß er, der es vermochte, ein solches Unternehmen auszuführen, ein weiser, behutsamer und edelgesinnter Mann ist, den wir uns freuen, in unserer Mitte aufzunehmen."

Aber Oddo und viele andere waren nicht gesonnen, Raniero das Glück, das er erstrebte, zu gönnen. Sie sammelten sich in einem dichten Haufen, und es war leicht zu sehen, daß sie von ihrer Forderung nicht abstehen wollten.

Raniero begriff, daß sie, wenn es nun zum Kampfe käme, sie gleich versuchen würden, nach der Lichtflamme zu trachten. Während er die Blicke fest auf seine Widersacher geheftet hielt, hob er das Licht so hoch empor, als er nur konnte.

Er sah todmüde und verzweifelt aus. Man sah ihm an, daß er, wenn er auch so lange wie möglich aushalten wollte, doch nur eine Niederlage erwartete. Was frommte es ihm nun, wenn er die Flamme entzünden dürfte! Oddos Worte waren ein Todesstreich gewesen. Wenn der Zweifel einmal geweckt war, dann mußte er sich verbreiten und wachsen. Es däuchte ihn, daß Oddo schon die Lichtflamme für alle Zeit gelöscht hätte.

Ein kleines Vöglein flatterte durch die großen geöffneten Tore in die Kirche. Es flog geradewegs auf Ranieros Licht zu. Dieser konnte es nicht so rasch zurückziehen, der Vogel stieß daran und löschte die Flamme.

Ranieros Arm sank herunter, und die Tränen traten ihm in die Augen. Aber im ersten Augenblick empfand er dies als eine Erleichterung. Es war besser, als daß Menschen sie getötet hätten.

Das kleine Vöglein setzte seinen Flug in der Kirche fort, verwirrt hin und her flatternd, wie Vögel zu tun pflegen, wenn sie in einen geschlossenen Raum kommen.

Da brauste mit einem Male durch die ganze Kirche der laute Ruf: „Der Vogel brennt! Die heilige Lichtflamme hat seine Flügel entzündet!"

Der kleine Vogel piepfte ängstlich. Er flog ein paar Augenblicke wie eine flatternde Flamme unter den hohen Wölbungen des Chors umher. Dann sank er rasch und fiel tot vor dem Altar der Madonna nieder.

Aber in demselben Augenblick, wo der Vogel auf den Altar niederfiel, stand Raniero da. Er hatte sich einen Weg durch die Kirche gebahnt, nichts hatte ihn halten können. Und an den Flammen, die die Schwingen des Vogels verzehrten, entzündete er die Kerzen vor dem Altar der heiligen Jungfrau.

Da erhob der Bischof seinen Stab und rief: „Gott wollte es! Gott hat für ihn gezeugt!"

Und alles Volk in der Kirche, seine Freunde wie seine Widersacher, hörten auf zu zweifeln und zu staunen. Sie riefen alle, von Gottes Wunder hingerissen: „Gott wollte es! Gott hat für ihn gezeugt!"

*

Von Raniero ist noch zu berichten, daß er hinfort seiner Lebtag großes Glück genoß und weise, behutsam und barmherzig war. Aber das Volk von Florenz nannte ihn immer Pazzo di Raniero, zur Erinnerung daran, daß man ihn für toll gehalten hatte. Und dies ward ein Ehrentitel für ihn. Er gründete ein edles Geschlecht, und dieses nahm den Namen Pazzo an, und so nennt es sich noch heute.

Es mag weiter berichtet werden, daß es in Florenz Sitte wurde, jedes Jahr am Karsamstagabend ein Fest zur Erinnerung an Ranieros Heimkunft mit dem heiligen Feuer zu feiern, und daß man dabei immer einen künstlichen Vogel mit Feuer durch den Dom fliegen läßt. Und so wird dieses Fest wohl auch noch in diesem Jahre begangen worden sein, wenn nicht ganz vor kurzem eine Änderung eingetreten ist.

Aber ob es wahr ist, wie viele meinen, daß die Träger heiligen Feuers, die in Florenz gelebt und die Stadt zu einer der herrlichsten der Erde gemacht haben, ihr Vorbild in Raniero fanden und dadurch ermutigt wurden, zu opfern, zu leiden und auszuharren, dies mag hier unausgesagt bleiben.

Denn was von dem Lichte bewirkt wurde, das in dunklen Zeiten von Jerusalem ausgegangen ist, läßt sich weder messen noch zählen.

—: Ende. :—

Gedankensplitter.

Von **Karl Heinig.**

Hängt der Zeituhr den Hastperpendikel aus, damit euch das Leben nicht davon rennt, ehe eure Seelenuhr den ersten Schlag getan.

*

Tadelt mir nicht die Einsamkeits-Menschen! Sie sind die Starken, die an den Schwächen der Gemeinsamkeits-Menschen leidend erstarken.



Bunte Chronik



* **Menschlicher Winterschlaf.** Th. Volkow berichtet über einen Winterschlaf, welchem sich die russischen Bauern in den ständig von Hungersnot heimgesuchten Gegenden hingeben, wo sie schon gezwungen sind, aus Baumrinde hergestelltes Brot zu essen. Dies aber genügt nicht mehr, und daher ergeben sich die Bauern der Liojka, das heißt dem Winterschlaf. Ist der Nahrungsvorrat, mit dessen Hilfe der Winter überstanden werden soll, nach der Ansicht des Hausvaters nicht groß genug, so muß der Verbrauch verringert werden. Bei regelmäßiger Arbeit und Lebenstätigkeit ist das nicht möglich; es wird daher eine vier bis fünf Monate dauernde Liojka angeordnet. Man legt sich auf riesige Öfen (Palati), löscht das Licht aus und verbringt sein Dasein im Nichtstun und Schlafen, nicht nur einzelne Familien, sogar ganze Dörfer und Bezirke. Nur das Allernotwendigste wird bei diesem Winterschlaf getan, so daß sich das Nahrungsbedürfnis ganz bedeutend verringert.

*

* **Das geheimnisvolle Paket.** Mit allen Zeichen der Aufregung erschien neulich ein von einem Ballfest heimkehrendes Liebespärchen auf einer Pariser Polizeiwache und gab an, daß soeben ein furchtbares Verbrechen verübt worden sein müsse. Der junge Mann, seines Zeichens ein kleiner Bureauangestellter, und seine Liebste gaben beide an, daß ihnen unweit der Seine ein Mann begegnet sei, der sich scheu umgesehen und ein großes Paket getragen habe, aus welchem Blut gerieselt sei. Als er die beiden jungen Leute bemerkte, habe er zu laufen begonnen, und als sie ihm folgten, habe er das schwere Paket mit Aufbietung aller Kraft in den Fluß geworfen. Darauf sei er in dem Ufergebüsch ihren Blicken entschwunden. Auf diese bestimmten Aussagen des Paares hin machte man sich sogleich daran, die Seine an der fraglichen Stelle zu durchsuchen, da man in dem geheimnisvollen Paket Leichenteile vermutete. Die tatsächlich vorhandenen, im grauen Morgenlichte unheimlich genug wirkenden Blutspuren, die bis zum Fluß hinuntergingen, schienen diese Vermutung zu bestätigen. Natürlich sammelten sich trotz der frühen Morgenstunde alsbald zahlreiche Neugierige am Ufer, und das Gerücht von einem schrecklichen Morde ging von Mund zu Mund. Man holte einen Polizeihund herbei, der die Spur des Verbrechers aufnahm, und siehe da, der Unbekannte wurde denn auch wirklich im Gebüsch verborgen aufgefunden, und angesichts des großen Polizeiaufgebots bequemte er sich sogleich zu einem Geständnis. Die hierbei lautwerdende Lösung des Rätsels aber löste schallendes Gelächter bei allen Beteiligten aus: Der Missetäter, nämlich ein stellenloser Schlosser, hatte mit einem Leidensgenossen ein Auto gestohlen und es auseinandergenommen, um es in veränderter Form wieder zusammenzusetzen. Da inzwischen der Diebstahl gemeldet war und die beiden Grund hatten, anzunehmen, daß man bereits auf ihrer Spur sei, faßten sie den Entschluß, sich der verräterischen Autoteile zu entledigen. Den Schlosser traf die Aufgabe, das gewichtige Bündel in die Seine zu versenken. Durch sein unsicheres Gebaren hierbei erregte er die Aufmerksamkeit des vom Balle heimkehrenden Pärchens, und das reichlich fließende „Blut", das in Wahrheit aus einer Büchse mit Autofarbe sickerte, bestärkte die Zuschauer in ihrer Annahme eines Kapitalverbrechens.

*

* **Der Bandit als französischer Schiedsrichter.** Nach einer Periode verhältnismäßiger Ruhe treiben räuberische Araberstämme wieder ihr Unwesen an der syrischen Grenze, behelligen die Posten und überfallen die Bahnarbeiterkolonnen auf türkischem Gebiet. Die Verbindung zwischen verschiedenen türkischen Grenzorten ist gänzlich unterbrochen. Die Seele aller Räubereien und Unruhen ist ein seit langem von den türkischen Behörden gesuchter notorischer Bandit namens Hatscho. Dem Verbrecher ist aber nicht beizukommen, weil er von den französischen Besatzungsbehörden in Syrien unterstützt wird. Hiermit nicht genug, wurde Hatscho kürzlich von den Franzosen zum Schiedsrichter in Grenzfragen ernannt, so daß die Türken gezwungen sind, sich bei Grenzstreitigkeiten mit dem Banditen an einen Verhandlungstisch zu setzen.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann** T. z o. p., beide in Bromberg.